NELE NEUHAUS

Zeiten des Sturms

ROMAN

ullstein

ullstein

NELE NEUHAUS, geboren in Münster/Westfalen, lebt seit ihrer Kindheit im Taunus. Sie ist die erfolgreichste Krimiautorin Deutschlands, ihre Bücher erscheinen außerdem in über 30 Ländern. Neben den Taunuskrimis schreibt die passionierte Reiterin auch Pferde-Jugendbücher und Unterhaltungsliteratur, die sie zunächst unter ihrem Mädchennamen Nele Löwenberg veröffentlichte. Ihre Saga um die junge Sheridan Grant stürmte auf Anhieb die Bestsellerlisten.

Von Nele Neuhaus sind in unserem Haus bereits erschienen:

In der Serie »Ein Bodenstein-Kirchhoff-Krimi«:
Eine unbeliebte Frau • *Mordsfreunde* • *Tiefe Wunden* • *Schneewittchen muss sterben* • *Wer Wind sät* • *Böser Wolf* • *Die Lebenden und die Toten* • *Im Wald* • *Muttertag* • *In ewiger Freundschaft*

In der Sheridan-Grant-Serie:
Sommer der Wahrheit • *Straße nach Nirgendwo* • *Zeiten des Sturms*

Außerdem:
Unter Haien

Nele Neuhaus

Zeiten des Sturms

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit

- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger Waldwirtschaft und anderen kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit

Dieses Buch ist ein Roman. Die Geschichte ist fiktiv, alle Figuren und die Handlung sind von mir frei erfunden. Ähnlichkeiten mit lebenden oder bereits verstorbenen Personen sind zufällig und nicht von mir beabsichtigt. Das betrifft insbesondere Auswirkungen zeitgeschichtlicher Ereignisse, die ich in meinem Roman erwähnt habe.

MIX
Papier
FSC® C083411

Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage Januar 2022
© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2020 / Ullstein Paperback
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Titelabbildung: © FinePic®, München (Himmel); getty images / © Pete Ryan (Feld vorne); mauritius images / © Panther Media GmbH / Alamy (Feld, Weg); mauritius images / © Jason Rambo / Alamy (Windrad)
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der DTL Dorian
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-548-06495-6

Ich widme dieses Buch allen Buchhändlerinnen und Buchhändlern, die in der Corona-Krise im Frühjahr 2020 tapfer durchgehalten und mit tollen Ideen und großem persönlichen Einsatz dafür gesorgt haben, dass die Menschen weiterhin Bücher lesen konnten. Danke!

Massachusetts

Now those memories come back to haunt me
they haunt me like a curse.

Bruce Springsteen, *The River*

Rockbridge

Es war einer jener düsteren Januartage, an denen es nicht einmal mittags richtig hell wurde. Am frühen Morgen hatte es angefangen zu schneien, dicke weiße Flocken rieselten aus tief hängenden Wolken und verwandelten das kleine Neuengland-Städtchen Rockbridge in eine Winteridylle wie aus dem Bilderbuch. Im Mittleren Westen, dort, wo ich aufgewachsen war, war der Schnee nie leise und friedlich über das Land gekommen, sondern mit heftigen Blizzards, die von Westen her über die Great Plains heranbrausten und alles unter sich begruben. Temperaturen von mehr als zwanzig Grad unter null waren keine Seltenheit, die Schneestürme rüttelten an Fenstern und Türen und heulten wie ein ausgehungertes Rudel Wölfe. Oft waren wir für Tage von der Außenwelt abgeschnitten gewesen, und zu meinen frühesten Erinnerungen an den Winter gehörte das stete Brummen der Dieselgeneratoren, wenn Sturm und Schnee die Überlandleitungen beschädigt hatten und der Strom ausgefallen war.

Ich holte einen Handfeger aus dem Kofferraum meines Chevy Caprice und kehrte den Schnee von der Windschutzscheibe und den Fenstern. Dann öffnete ich die Tür, setzte mich ins Auto und atmete ein paarmal tief durch. Hinter mir lagen zwei anstrengende Stunden. Monique Sutton, meine zukünftige Schwiegermutter, hatte mich zum Lunch in ihr Haus eingeladen, und ich hatte keine passende Ausrede gefunden, um dieser Einladung zu entgehen. Schon bei unserer ersten Begegnung hatte ich gewusst, dass Monique und ich nicht miteinander klarkommen würden. Alles an dieser Frau reizte mich zum Widerspruch: ihr affektierter Upperclass-Akzent, ihre Arroganz und die be-

sitzergreifende Art, mit der sie Paul behandelte. Wahrscheinlich war sie deshalb so herablassend zu mir, weil sie den Gedanken, eine andere Frau könnte mehr Einfluss auf ihren Sohn haben als sie selbst, unerträglich fand. Sie hielt es für ihr gutes Recht, sich ungebeten in das Leben ihrer fünf erwachsenen Kinder einzumischen, und niemand wagte es, ihr zu widersprechen, denn sie hielt die Zügel in der Familie fest in ihren altersfleckigen Händen. Ihre Vorbehalte mir gegenüber konnte ich teilweise sogar nachvollziehen. Nur acht Wochen nachdem ich in Rockbridge aufgetaucht war, hatte Paul mir, einer mittel- und arbeitslosen Einundzwanzigjährigen aus dem Mittleren Westen, einen Heiratsantrag gemacht, und wäre es damals nach mir gegangen, hätten wir auf der Stelle geheiratet. Doch gegen dieses Vorhaben hatte Monique Sutton vehement und erfolgreich ihr Veto eingelegt. Sie wolle nicht, dass es so aussehe, als ob ihr Sohn mich heiraten *müsste*, hatte sie mir mitgeteilt. Sie war so erzkatholisch, wie meine Adoptivmutter Rachel Grant methodistisch gewesen war, und deshalb war mein Übertritt zum katholischen Glauben eine Bedingung, die sie gestellt hatte. Paul hatte sich ihr angeschlossen, was mich ein wenig befremdet hatte. Weil es mir aber völlig egal war, ob wir in einer methodistischen oder einer katholischen Kirche oder in einem buddhistischen Tempel heiraten würden, hatte ich ziemlich leichtfertig zugestimmt.

Womit ich jedoch nicht gerechnet hatte, war, dass ich Katechismusunterricht bei einem katholischen Seelsorger nehmen und meinen Taufschein vorlegen musste, ebenso wie meine Geburtsurkunde. Beide Dokumente steckten sicherlich in irgendeinem verstaubten Aktenordner in einem Schrank auf der Willow Creek Farm, und ich hatte keine Ahnung, wie ich an sie gelangen sollte, denn ich hatte vor einiger Zeit den Kontakt zu meiner Familie abgebrochen.

Seufzend ließ ich den Motor an und fuhr los. Um halb vier hatte ich einen Termin im Schneideratelier von Eunice Rodin an

der Main Street, um zum ersten Mal mein Brautkleid anzuprobieren. Auf nichts hatte ich nach dem Lunch bei Pauls Mutter weniger Lust, und ich überlegte kurz, die Anprobe zu schwänzen und mich zu Hause in die Badewanne zu legen. Aber dann beschloss ich, es hinter mich zu bringen, denn schließlich wollten Paul und ich uns in knapp acht Wochen das Jawort geben. In einer Nebenstraße fand ich einen Parkplatz und lief mit eingezogenem Genick durch das Schneegestöber an den kleinen Geschäften vorbei Richtung Main Street. Die Türglocke bimmelte, als ich die Glastür des Ateliers öffnete und in die Wärme trat. Ich war die einzige Kundin an diesem Nachmittag, das hatte mir die Schneiderin versprochen, denn mein Hochzeitskleid war Gesprächsthema in ganz Rockbridge, und natürlich sollte es vor dem großen Tag niemand außer mir sehen. Im oberen Stock, in den eine Wendeltreppe führte, ratterte eine Nähmaschine.

»Hallo, Miss Cooper! Ich komme sofort!«, rief jemand von oben.

»Ich habe Zeit. Keine Eile, Mrs. Rodin.« Ich zog Mütze und Handschuhe aus und hängte meinen Mantel an einen leeren Kleiderständer neben der Ladentür.

»Es dauert nur noch ein paar Minuten!«, tönte es wieder von oben. »Ach, Sie werden *Augen* machen!«

»Ich bin schon gespannt!« Ich setzte mich auf einen der bequemen Stühle im Showroom, nahm mir eine der vielen Modezeitschriften vom Beistelltisch und blätterte sie ohne großes Interesse durch.

Als ich vor fünf Monaten in Rockbridge gestrandet war, war mir Paul Sutton wie der Prinz auf dem weißen Pferd erschienen. Ich hatte weder Geld noch Job gehabt, dafür aber einen rachsüchtigen Zuhälter auf den Fersen und einen Namen, der in ganz Amerika eher berüchtigt als berühmt war. Nach all den Enttäuschungen, dem Hass und der Verachtung, die ich erfahren hatte, war meine Sehnsucht, gemocht und beschützt zu wer-

den, übermächtig geworden, und Paul Sutton eignete sich ausgesprochen gut als Beschützer. Er war fürsorglich, berechenbar und gradlinig, und er sah die Welt am liebsten ohne Schatten. Als mir bewusst geworden war, dass er sich Hals über Kopf in mich verliebt hatte, hatte ich ihm bedenkenlos mein Herz in die Hände gedrückt, ohne darüber nachzudenken, ob wir überhaupt zueinanderpassten: er, der wohlsituierte Chirurg mit eigener Klinik, sechzehn Jahre älter als ich, fest verwurzelt in Rockbridge, und ich, die Heimat- und Mittellose, die von einer Laune des Schicksals in diese Kleinstadt in den Berkshire Hills geweht worden war. Die altmodische Weise, wie er mir vor den neugierigen Augen von ganz Rockbridge den Hof gemacht hatte, hatte mir geschmeichelt und das Gefühl gegeben, etwas ganz Besonderes zu sein. Nach den Jahren des ziellosen Umherziehens, der Einsamkeit und der Entbehrungen hatte ich diese Wochen wie einen einzigen aufregenden Rausch empfunden, aber schon bald hatte ich gemerkt, wie sich der Reiz des Neuen zu verflüchtigen begann und der Glanz der Rüstung meines Ritters im Alltag zusehends stumpfer wurde. Bisher war ich nicht bereit gewesen mir einzugestehen, dass ich auf dem falschen Weg war, doch heute Mittag hatte ich eine deutliche Antwort auf die skeptischen Fragen meiner inneren Stimme erhalten. Nein, es würde mich nicht erfüllen und glücklich machen, als Krankenschwester in Pauls Klinik zu arbeiten, mich für seine sozialen Projekte zu engagieren, ihm Kinder zu gebären, jeden Sonntag in die Kirche zu gehen und danach bei seiner Mutter zu Mittag zu essen!

Es war naiv gewesen zu glauben, ich könnte ein neues Leben anfangen, unbelastet von meiner Vergangenheit, indem ich einfach meine E-Mail-Adresse löschte, den Kontakt zu meiner Familie abbrach und meine Träume verleugnete. Unvermittelt kam mir eine Stelle aus *Vom Winde verweht*, einem meiner Lieblingsbücher, in den Sinn. *Keine Geldsorgen mehr, Tara in Sicherheit, eine sorgenlose Zukunft*. Ich erschrak, als mir klar wurde, dass ich

genau wie Scarlett bereit war, einen Mann zu heiraten, den ich kaum kannte und nicht liebte! War meine Not wirklich so groß? Dabei *mochte* ich Paul. Ganz sicher würde er mich nie enttäuschen oder verletzen, wie Horatio Burnett, den ich für die Liebe meines Lebens gehalten hatte. Und dennoch verursachte mir der Gedanke an eine Hochzeit inzwischen Beklemmungen. Doch woher kam dieses Unbehagen? Und warum träumte ich jede Nacht von Horatio? Wenn ich morgens aufwachte, weinte meine Seele vor Sehnsucht nach einem anderen Mann, und ich litt für den Rest des Tages unter einem schlechten Gewissen, als ob ich Paul betrogen hätte. Je dringender ich zu vergessen versuchte, umso hartnäckiger schienen mich die Geister der Vergangenheit zu verfolgen.

Seitdem bekannt geworden war, dass Paul und ich uns verlobt hatten, war ich quasi über Nacht ins Zentrum des Interesses von ganz Rockbridge geraten. Jeder Schritt, den ich in der Öffentlichkeit tat, wurde mit Argusaugen verfolgt und bewertet. Pauls Familie gehörte halb Rockbridge, beinahe jeder in der Stadt arbeitete direkt oder indirekt für die Suttons. Sie hatten Hilfsprogramme für Jugendliche, Arbeitslose und bedürftige Rentner ins Leben gerufen, Paul behandelte in seiner Klinik sozial schwache Menschen kostenlos. In den Wochen nach unserer Verlobung war ich von Einladungen regelrecht überschwemmt worden. Am liebsten hätte ich sie alle ignoriert, hatte dann aber die Zähne zusammengebissen und endlose, zähe Stunden mit wildfremden Menschen verbracht. Da ich von Natur aus eher eine Einzelgängerin war, hatte ich die überschwängliche Herzlichkeit und indiskrete Fragerei der Leute als distanzlos und unangenehm empfunden.

Ich legte die Zeitschrift zurück auf den Stapel, schloss kurz die Augen und hoffte, dass Eunice bald fertig sein würde. Momente wie dieser waren selten, und ich fürchtete sie, denn sobald ich ein wenig zur Ruhe kam, verselbstständigten sich meine Gedanken.

Ich sprang auf, ging unruhig hin und her. Betrachtete die ausgestellten Kleider, die an langen Kleiderstangen auf beiden Seiten des kleinen Lädchens hingen, ohne sie wirklich wahrzunehmen. Überlegte kurz, ob ich einfach gehen sollte.

Endlich verstummte die Nähmaschine im oberen Stockwerk. Die Stufen der hölzernen Wendeltreppe knarrten, und kurz darauf erschien Eunice, eine zierliche Mittfünfzigerin mit einer kunstvollen Dolly-Parton-Lockenfrisur und einem Pfund Make-up im Gesicht, in den Armen eine Wolke weißen Satins.

»Jetzt kann's losgehen, Kindchen!« Sie strahlte voller Vorfreude. »Kommen Sie! Gehen wir rüber ins Anprobenzimmer!«

Ich folgte ihr mit geheuchelter Begeisterung und zog mich in einer Umkleidekabine bis auf die Unterwäsche aus, dann schlüpfte ich mit Eunices Hilfe in das Kleid und stellte mich gehorsam auf einen Hocker. Mühsam zwang ich mich zu einem Lächeln und versuchte, mir den Aufruhr, der in mir tobte, nicht anmerken zu lassen. Eunice pflückte ein paar Stecknadeln aus dem Nadelkissen an ihrem Handgelenk und begann das Kleid an den Stellen, an denen sie es enger nähen musste, mit flinken Fingern abzustecken. Der steife Satin raschelte und fühlte sich so unangenehm an, dass ich eine Gänsehaut bekam.

»Bitte noch nicht in den Spiegel schauen«, brabbelte Eunice immer wieder. »Erst, wenn ich es Ihnen sage!«

Ich nickte stumm und starrte auf den hellgrauen Teppichboden. Von dem Geruch, der in dem kleinen Raum hing, einer Mischung aus Kaffeeduft, süßlichem Raumspray und Schweiß, wurde mir übel.

»Voilà – fertig!« Eunice richtete sich auf und trat einen Schritt zurück. Sie strahlte stolz und machte eine schwungvolle Geste in Richtung Spiegel. »Und? Wie gefällt es Ihnen? Ist es so, wie Sie sich das vorgestellt haben?«

Ich hob den Kopf. Der Anblick meines Spiegelbilds versetzte mir einen Schock. Natürlich hatte ich geahnt, dass ich abgenom-

men hatte; seit Wochen hatte ich kaum noch Appetit. Aber dass ich so schlimm aussah, hatte ich nicht gedacht: Meine Schultergelenke und Schlüsselbeine stachen unter der Haut hervor, und meine Oberarme sahen aus wie die einer Zehnjährigen. Ich starrte die abgemagerte Person in dem weißen Kleid im Spiegel wie hypnotisiert an, und plötzlich überwältigte mich die Gewissheit, dass ich dabei war, einen gewaltigen Fehler zu machen. Das Blut rauschte mir in den Ohren, und ich spürte das Prickeln echter Panik im Nacken.

»Oh Gott!«, flüsterte ich und wandte den Kopf. Ich konnte meinen Anblick in dem Kleid keine Sekunde länger mehr ertragen. »Helfen Sie mir aus dem Ding raus! Sofort!«

»Aber ich muss noch …«, begann Eunice.

»Nein! Ich will das nicht!«, schrie ich, sprang vom Hocker herunter und zerrte mir das Kleid vom Leib. »Nein! Nein! *Nein*!«

Die Schneiderin stand mit offenem Mund da und starrte mich fassungslos an, nur mein Keuchen und das Reißen von Stoff waren zu hören. Endlich hatte ich mich befreit. Eunice stand da, in ihren Händen das zerfetzte Fünftausend-Dollar-Kleid wie ein totes weißes Tier. Ich stürzte in die Umkleidekabine, und während ich schluchzend in meine Klamotten schlüpfte, hörte ich sie schon telefonieren. Es war mir egal, wem sie erzählte, dass ich mein Brautkleid zerrissen hatte. Natürlich würde die Geschichte in Lichtgeschwindigkeit die Runde machen und Paul erreichen. Rockbridge war kein bisschen anders als das Kaff, in dem ich aufgewachsen war.

Ich riss meinen Mantel vom Kleiderständer, ergriff meine Tasche und flüchtete aus dem Laden, ohne mich zu verabschieden. Es war dunkel geworden, und es hatte aufgehört zu schneien. Die Straßen waren menschenleer, nur gelegentlich kroch ein Auto die Main Street entlang. Ich kämpfte mit den Tränen. Als ich im Überschwang der Gefühle Pauls Heiratsantrag angenom-

men hatte, war mir überhaupt nicht klar gewesen, welche Konsequenzen eine Hochzeit mit ihm nach sich ziehen würde. Verzweiflung überrollte mich, als mir klar wurde, dass ich in einen Käfig geraten war, einen goldenen zwar, aber ein Käfig blieb ein Käfig. Wie konnte ich mich aus dieser Lage befreien, ohne Paul, der mir nichts als Wohlwollen entgegengebracht hatte, bis auf die Knochen zu blamieren? Sollte ich mich einfach ins Auto setzen und nach Hause, nach Nebraska, fahren? Tränenblind stolperte ich über die dunkle Straße zu meinem Auto und kramte dabei in meiner Tasche nach dem Autoschlüssel.

Den schwarzen SUV mit verdunkelten Scheiben, der direkt vor meinem Chevy parkte, nahm ich kaum wahr. Autos wie dieses waren hier keine Seltenheit. Viele New Yorker oder Bostoner, die übers Wochenende in die Green Mountains kamen, fuhren dicke Allrad-SUV oder -Vans, besonders im Winter, wenn die Straßen verschneit waren. Ich ärgerte mich nur ein bisschen, weil der Fahrer so rücksichtslos dicht vor meinem Auto geparkt hatte, dass ich Mühe haben würde, den Caprice aus der Parkbucht zu manövrieren. Vielleicht wäre mir das Kennzeichen aus Georgia aufgefallen, wäre ich nicht so aufgewühlt gewesen. Vielleicht hätte ich dann noch eine Chance gehabt, wegzulaufen oder um Hilfe zu rufen. Doch der Angriff kam lautlos aus der Dunkelheit und überraschte mich völlig. Irgendwer stülpte mir von hinten eine Kapuze über den Kopf und zog sie an meinem Hals zu. Vor Schreck blieb mir die Luft weg. Ich ließ Mantel und Tasche in den Schnee fallen und wollte nach meinem Hals greifen, aber da packten kräftige Hände meine Handgelenke und fesselten sie. Ich hörte, wie eine Autotür geöffnet wurde, dann wurde ich unsanft auf die Rückbank eines Autos gestoßen. Jemand nahm neben mir Platz und legte den Sicherheitsgurt um meinen Oberkörper. Die Autotür fiel ins Schloss. Das Auto erbebte leicht, als es angelassen wurde. Ich hörte das Blubbern eines Zwölfzylindermotors, spürte, wie sich das Fahrzeug in

Bewegung setzte. Vor Schreck war ich wie gelähmt. Panik rollte über mich hinweg.

›Oh Gott! Ich werde entführt!‹, schoss es mir durch den Kopf. Ich spürte, wie das Auto beschleunigte, als es den Ort hinter sich gelassen und die Landstraße erreicht hatte. Der Fahrer gab so stark Gas, dass die Reifen auf der verschneiten Fahrbahn durchdrehten und der schwere Wagen gefährlich schlingerte. Aber er bekam ihn wieder unter Kontrolle. Niemand sprach. Ein paar Meilen ging es geradeaus, dann wurden wir langsamer und bogen scharf nach rechts ab. Das Auto holperte über ein Stück unbefestigte Straße, fuhr steil bergauf, bis es schließlich stoppte. Der Motor ging aus. Jemand zog mir die Kapuze vom Kopf.

»Hallo, Carol-Lynn. Schön, dich wiederzusehen«, sagte eine wohlbekannte Stimme. »Oder ist es dir lieber, wenn ich dich *Sheridan Grant* nenne?«

Mein Herzschlag setzte aus. Entsetzt wandte ich meinen Blick nach rechts und schaute direkt in die frostblauen Augen von Ethan Dubois.

San Juan Bautista, Kalifornien

Marcus Goldstein stapfte den menschenleeren Strand entlang, die Hände tief in den Taschen seines Regenmantels vergraben. Er liebte die langen Morgenspaziergänge mit seinen Hunden am Meer, das ihm jetzt, im Januar, viel besser gefiel als im Sommer, wenn es blau und friedlich war. Der Anblick des aufgewühlten grauen Wassers, dieser seit Jahrmillionen ewig gleiche Rhythmus, mit dem die Wellen an den Strand brandeten, sich tosend brachen und wieder zurückfluteten, hatte etwas Kontemplatives. Die Luft war feucht vom Nebel und der Gischt, und ein paar Möwen, deren klagendes Geschrei hin und wieder das Donnern der Brandung übertönte, waren außer ihm und den Hunden die einzigen Lebewesen weit und breit. Marcus blieb stehen und starrte nach Westen, hinaus auf den Pazifik, der nur eine Nuance grauer war als die tief hängenden Wolken.

›Herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag‹, dachte er mit einem Anflug von Bitterkeit und schüttelte ungläubig den Kopf. Sechzig Jahre. Nicht zu fassen. Es hatte Zeiten gegeben, in denen er es weder für möglich noch für erstrebenswert gehalten hatte, diesen Tag zu erleben. Er beobachtete seine Hunde, die sich übermütig um ein Stück Treibholz balgten, und rief sich die runden Geburtstage in seinem Leben in Erinnerung. Seinen dreißigsten hatte er in New York gefeiert, wenn man von feiern sprechen konnte. Er war in dem Nachtklub, den sein Arbeitgeber EMI für die Signing-Party irgendeiner Nachwuchsband gemietet hatte, bis in die frühen Morgenstunden versackt und hatte die Party, die Tammy für ihn in ihrer kleinen Wohnung in Hell's Kitchen liebevoll organisiert hatte, verpasst. Seinen vier-

zigsten Geburtstag hatte er sechs Wochen nach der Scheidung von seiner dritten Frau Djamila gefeiert, auf einem gecharterten Windjammer irgendwo in der Karibik. Dank der Unmengen von Alkohol, die er an jenem Abend konsumiert hatte, besaß er nur noch nebulöse Erinnerungen an die Party, und das war auch besser so. Zwar hatte zu diesem Zeitpunkt seine Karriere richtig an Fahrt aufgenommen, aber das war auch alles, worauf er stolz sein konnte. Sein Privatleben war ein einziges Desaster gewesen, und immer, wenn er gedacht hatte, es gäbe keine Steigerung für die Misere, dann hatte ihn das Leben das Gegenteil gelehrt. Abgesehen von Tammy hatte er immer ein sicheres Händchen für die falschen Frauen gehabt und erst viel zu spät aus seinen Fehlern gelernt, was ihn unterm Strich eine zweistellige Millionensumme gekostet hatte. Seinen fünfzigsten vor zehn Jahren hatte er in seiner Villa in den Hamptons gefeiert, mit fünfhundert Gästen und ungefähr dreißig Kilo mehr auf den Rippen als heute. Drei Tage später hatte er seinen ersten Herzinfarkt gehabt, zwei Wochen später den nächsten, schwereren. Die Scheidung von Vivian, seiner vierten Frau, lief bereits, und während sie schon eifrig die Rolle der trauernden Millionärswitwe einstudierte, hatte er sich erholt. Kaum genesen, hatte er seine Plattenfirma *StoneGoldRecords* verkauft und war nach Kalifornien gezogen. Seit acht Jahren lebte er nun allein, entweder in seinem Strandhaus oberhalb des San Gregorio State Beach, vierzig Meilen südlich von San Francisco, in seiner Villa in North Beverly Park in Los Angeles oder in seinem Chalet in Colorado. Er investierte sein Geld in interessante Start-ups im Silicon Valley, war Mehrheitsaktionär eines Filmstudios und Mitinhaber der Goldstein Creative Artists Agency, die einige der wichtigsten Filmstars unter Vertrag hatte. Arbeiten musste er schon lange nicht mehr, aber manchmal war ihm nach einer neuen Herausforderung zumute, deshalb ließ er sich gelegentlich als Troubleshooter und Consultant von Unternehmen aus der Musik- oder Filmbranche

engagieren, die in wirtschaftliche Schieflage geraten waren. Im Laufe der Jahre hatte er sich den Ruf eines exzellenten Sanierers erworben, dessen Ehrgeiz es war, Unternehmen zu erhalten, statt sie zu zerstückeln. Genau deshalb hatte er gezögert, als ihn Douglas Hammond, der Vorsitzende des Aufsichtsrats der California Entertainment and Music Corporation, vor zwei Tagen um Hilfe gebeten hatte. Es war kein Geheimnis, dass die CEMC, einst einer der Big Player der Branche, innerhalb weniger Jahre zum Übernahmekandidaten geworden war. Jedermann wartete nur darauf, bis der wankende Koloss endgültig zusammenbrechen und sich gierige Private-Equity-Gesellschaften die Filetstücke des Konzerns schnappen würden.

»Der wievielte Name ist meiner auf deiner Liste?«, hatte Marcus gefragt.

»Der erste, Marcus«, hatte Hammond überraschend ehrlich geantwortet und geseufzt. »Und der einzige.«

Marcus hatte sich vierzehn Tage Bedenkzeit und uneingeschränkten Einblick in die Bilanzen und Geschäftsberichte der letzten zehn Jahre erbeten. Dann hatte er seinen alten Kumpel und Weggefährten Phil McLaughlin, der mittlerweile Finanzvorstand bei Merrill Lynch war, angerufen und gefragt, ob er Lust auf ein Abenteuer in Kalifornien habe. Ab morgen würden sie die Zahlen prüfen und analysieren, ob sie den maroden Plattenkonzern retten konnten oder ob es schlauer war, die Finger davon zu lassen.

Marcus pfiff nach seinen Hunden und stieg die steile Holztreppe hoch zu seinem Haus, einem futuristisch anmutenden Glaswürfel. Weit und breit gab es keine Nachbarn, ein echter Luxus im eng besiedelten Kalifornien, der seinen Preis gehabt hatte. Als er die Terrasse erreicht hatte, konstatierte er zufrieden, dass die 82 Stufen ihn nicht einmal außer Atem gebracht hatten.

»Sechzig«, murmelte er. »Was soll's. Ist doch nur eine Zahl.«

Rockbridge

Mit der Gewalt eines Schmiedehammers setzte mein Herzschlag wieder ein. Kurz atmete ich erleichtert auf, bis mir schockartig klar wurde, dass es dafür absolut keinen Grund gab. Der Mann mit dem glatt rasierten Schädel und der randlosen Brille, der mich aus kalten blauen Augen fixierte, war alles andere als ein Freund. In den vergangenen Monaten hatte ich völlig verdrängt, was in Savannah geschehen war, aber jetzt kehrten die Erinnerungen an den Albtraum, den ich auf Riceboro Hall erlebt hatte, mit aller Macht zurück, und mir wurde übel vor Angst.

»Hallo, Ethan«, erwiderte ich und konnte nicht verhindern, dass meine Stimme zitterte.

Meine Vergangenheit hatte mich eingeholt. Die Vergangenheit, in der ich mich Carol-Lynn Cooper genannt hatte und Ethan Dubois, dem ich seiner Ansicht nach zweihundertfünfzigtausend Dollar schuldete, mein Boss und mein Liebhaber gewesen war. Paul hatte ich nie von Savannah erzählt. Er wusste nicht, dass ich die Geliebte eines brutalen Zuhälters gewesen und nur deshalb einem schrecklichen Schicksal entgangen war, weil meine Mitbewohnerin und Freundin Keira einem von Ethans Schlägertypen die Kehle durchgeschnitten hatte, als er mich in ein Bordell verschleppen wollte. Irgendwie war es Ethan gelungen, meine Fährte aufzunehmen und mich ausfindig zu machen. Und jetzt war ich in seiner Gewalt.

Der Kerl, der mich überwältigt hatte und links von mir saß, hieß Rusco. Meistens arbeitete er als Türsteher im *Southern Cross*, Ethans Bordell in der Altstadt von Savannah. Er war ein bulliger Typ mit kurz geschorenem Haar und eng zusammen-

stehenden Augen. Trotz der Kälte trug er nur ein T-Shirt. Seine muskulösen Unterarme waren mit Knasttattoos übersät, und im schummerigen Licht der Innenbeleuchtung wirkte es so, als trüge er ein langärmeliges blaues Unterhemd darunter. Ich kannte ihn aus dem *Taste of Paradise*, der Bar, in der ich als Barpianistin gearbeitet hatte.

»Hi, Rusco«, sagte ich zu ihm.

»Hi, Carol-Lynn«, erwiderte er kaugummikauend und ohne eine Miene zu verziehen.

Der Mann am Steuer, ein Afroamerikaner, hieß Calvin. Er war riesig, mindestens zwei Meter groß und 150 Kilo schwer, ein ehemaliger Footballspieler. Ethans Mann fürs Grobe, der vor nichts zurückschreckte. Keira und die anderen Mädchen, die im *Southern Cross* ihr Geld als Prostituierte verdienten, hatten vor ihm noch mehr Angst gehabt als vor Mickey und Rusco.

»Lasst Carol-Lynn und mich mal kurz allein, Jungs«, befahl Ethan, ohne mich aus den Augen zu lassen. Calvin und Rusco gehorchten und stiegen aus. Der Motor des Autos brummte im Leerlauf, die Heizung lief auf vollen Touren. Mein Puls hämmerte mir in den Ohren, ich schwitzte vor Angst. Ich hörte, wie der Kofferraum geöffnet wurde. Metall klirrte auf Metall, dann wurde die Kofferraumklappe wieder zugeschlagen.

»Was machst du hier?« Ich versuchte, furchtlos zu klingen.

Ethan lächelte, aber in seinen Augen blitzte etwas Zorniges auf.

»Du warst so unhöflich, dich nicht von mir zu verabschieden, als du Savannah verlassen hast.« Seine Stimme blieb seidenweich. »Und vielleicht hast du vergessen, dass du deinem alten Freund Ethan noch etwas schuldest. Dabei hast du mit deinem Zukünftigen einen so guten Fang gemacht.«

»Ich schulde dir gar nichts.«

Die Kabelbinder schnitten mir schmerzhaft in die Handgelenke. Schweißtropfen rannen mir in die Augen, aber ich konnte

sie nicht abwischen, denn meine Arme waren unter dem Sicherheitsgurt fixiert.

»Nun ja, das sehe ich anders.« Ethan schlug lässig die Beine übereinander und musterte mich. »Fragst du dich eigentlich gar nicht, wie ich dich gefunden habe?«

»Nein«, erwiderte ich, obwohl es mich natürlich brennend interessierte.

»Ich sage es dir trotzdem.« Ethan lächelte böse. »Damit du weißt, wie dumm du bist.«

Mit seinem echsenförmigen Kopf und den kalten, von farblosen Wimpern umkränzten Augen erinnerte er mich an ein Reptil. Wie hatte ich mich jemals in diesen Mann verlieben können? Weshalb hatte ich nicht gleich erkannt, was sich hinter seiner höflichen und kultivierten Fassade verbarg?

Ethan zog eine zusammengerollte Illustrierte hervor, schlug sie auf und hielt sie mir hin. Ich schluckte, als ich das Foto von Paul und mir sah, das im Dezember bei einer Wohltätigkeitsveranstaltung an der Harvard University, Pauls Alma Mater, aufgenommen worden war. Es war unser erster gemeinsamer Auftritt in der Öffentlichkeit gewesen.

»Doktor Paul Ellis Sutton und seine schöne Verlobte, Miss Sheridan Grant«, las Ethan die Bildunterschrift vor, wobei er unsere Namen höhnisch betonte. »Wie leicht du es mir gemacht hast! Das ist beinahe schon eine Beleidigung meiner Intelligenz.«

Er griff wieder neben sich und förderte ein paar Fotos zutage. Sie zeigten Paul und mich auf dem Weihnachtsmarkt in Rockbridge, Arm in Arm in Albany beim Verlassen eines Restaurants, vor dem *Black Lion Inn* im Gespräch mit anderen Leuten und sogar in Pauls Haus am See. Sie waren aus größerer Entfernung mit einem Teleobjektiv gemacht und zum Teil körnig und ziemlich unscharf, aber wir waren unzweifelhaft zu erkennen. Bei der Vorstellung, dass uns irgendjemand verfolgt und aufgelauert hatte, wurde mir erneut übel.

»Du warst sogar zu dämlich, deine alte Schrottkarre umzumelden. Dich zu finden war lächerlich einfach.« Ethan ließ die Fotos achtlos in den Fußraum fallen. »Rockbridge – was für ein beschissenes Kaff. Bist du wirklich so verzweifelt, dass du diesen Hinterwäldler heiraten willst? Warum? Weil er Kohle hat? Weil er hier eine große Nummer ist? Ist es das, was du willst? Dem Onkel Doktor lauter kleine Hinterwäldler-Bälger werfen und eine waschechte Hinterwäldler-Mom werden, mit einem fetten Arsch?«

Seine brutalen, verächtlichen Worte trafen mit Präzision in die offene Wunde meiner Zweifel. Es zu denken war etwas völlig anderes, als es aus dem Mund eines anderen zu hören. Noch nie zuvor hatte ich eine solch heftige Abscheu gegen einen Menschen empfunden wie gegen Ethan Dubois. Ich war voller Panik vor ihm aus Savannah geflohen und hatte wochenlang in meinem Auto geschlafen, aus Angst, dass seine Leute mich finden, mit Gewalt zurück nach Georgia bringen und auf Riceboro Hall einsperren könnten.

»Lässt du dich jede Nacht von ihm bespringen, ja? Bist du vielleicht schon trächtig?« Ethan gluckste gehässig und fasste grob an meinen Bauch. »Das ist doch der Trick von kleinen, hinterhältigen Schlampen wie dir.«

»Bitte, Ethan«, fiel ich ihm ins Wort. Obwohl ich vor Angst bebte, durfte ich keine Schwäche zeigen. »Jetzt hast du mich gefunden. Ich hab's dir leicht gemacht. Du bist sauer auf mich. Und was nun?«

»Du glaubst, ich bin *sauer* auf dich?« Ethans Augenbrauen zuckten hoch, und er lachte höhnisch auf. »Das trifft es nicht ganz, meine Teuerste!«

Mit einer blitzschnellen Bewegung packte er mein Haar und zerrte meinen Kopf zu sich heran. Ich unterdrückte einen Schmerzensschrei und schauderte, als ich den Zorn in seinen Augen sah.

»Das, was du getan hast, untergräbt meine Autorität und ist schlecht für mein Geschäft«, zischte er mir ins Ohr. »Andere kleine Schlampen verlieren den Respekt vor mir, wenn ich dir das durchgehen lasse. Wir hatten nämlich einen Vertrag, Baby, falls du dich daran erinnerst. Mit Handschlag und vor Zeugen besiegelt. Ich habe viel Geld in dich investiert. Du schuldest mir zweihundertfünfzigtausend Dollar, plus Zinsen und den Kosten, die mir entstanden sind, um dich zu finden, du miese kleine Nutte.«

»Ich habe keins von deinen *Geschenken* mitgenommen«, widersprach ich. »Und für mein Zimmer habe ich Miete bezahlt.«

Ich bewegte meine Handgelenke und merkte, dass die Kabelbinder nicht ganz festgezogen waren. Mit Daumen und Zeigefinger meiner rechten Hand ertastete ich die kleine Plastiknase, die in die Verzahnung griff. Ich versuchte, sie mit dem Fingernagel herunterzudrücken, aber sie war so winzig und meine Finger zitterten so sehr, dass ich immer wieder abrutschte.

»Hast du deinem Onkel Doktor erzählt, wie scharf du drauf warst, von mir gevögelt zu werden?« Ethans Speichel sprühte mir ins Gesicht.

»Nein, das habe ich ihm nicht erzählt.« Ich senkte meine Stimme. »Und ich sage dir auch, warum: Ich würde mich nämlich zu Tode schämen, wenn er wüsste, dass ich so blöd war, auf einen miesen Zuhälter reinzufallen, der mich unter Drogen gesetzt hat und von seinem Kumpel, Senator Charles Manning aus Alabama, hat vergewaltigen lassen.«

Ich sah den Schlag nicht kommen. Mein Kopf flog nach hinten. Unter dem Siegelring, den er an seinem linken Ringfinger trug, platzte meine Lippe auf. Ich schmeckte Blut. Aber es war mir gelungen, die winzige Plastiknase des Kabelbinders einzudrücken, und meine Fesseln lösten sich.

»Ich weiß nicht, ob du Mumm hast oder einfach zu dämlich

bist, zu begreifen, in welcher Situation du dich befindest.« Ethan presste die Lippen zu einem schmalen Strich zusammen.

Wir starrten uns an.

»Ich habe dich wirklich geliebt«, flüsterte ich. »Ich konnte nicht fassen, dass du mich von fremden Männern vergewaltigen lässt.«

»Ach, wie rührend!«, spottete Ethan. »Mir kommen gleich die Tränen!«

»Du hast doch gesagt, dass du mich liebst und dass wir zusammengehören!« Ich blickte durch die Windschutzscheibe. Mein Magen krampfte sich vor Angst zusammen, als ich erkannte, was Rusco und Calvin im Lichtkegel der Scheinwerfer taten. Sie schaufelten ein Loch.

»Weißt du, zu wie vielen Mädchen ich das schon gesagt habe? Ihr seid viel williger, wenn ihr glaubt, ihr könntet eines Tages Mrs. Dubois werden.« Ethan lachte spöttisch und ließ meine Haare los. Seine Stimme wurde nüchtern und geschäftsmäßig. »Es ist deine Sache, wenn du in diesem Drecksnest versauern willst. Aber ich will das Geld zurück, das ich in dich investiert habe. Es gibt drei Möglichkeiten. Du könntest deinen Onkel Doktor bitten, es dir zu leihen. Dann müsstest du ihm allerdings von mir und von all den schönen Dingen erzählen, die wir zusammen erlebt haben. Du könntest aber auch zurück nach Savannah kommen. In ein paar Jahren hast du deine Schulden abgearbeitet und dann kannst du machen, was du willst.«

»Und was ist die dritte Möglichkeit?« Mein Blick fiel auf den Zündschlüssel, den Calvin hatte stecken lassen. Wenn es mir gelang, den Sicherheitsgurt zu öffnen, konnte ich es vielleicht schaffen, auf den Fahrersitz zu klettern und das Auto zu starten.

»Tja. Du wirst verstehen, dass ich das hier nicht einfach auf sich beruhen lassen kann«, fuhr Ethan im Plauderton fort. »Das, was du getan hast, spricht sich herum. Und bevor andere Mädchen auf solche dummen Ideen kommen, muss ich ein Exempel

statuieren. Deine Freundin, die kleine blonde Nutte, hat uns übrigens ganz bereitwillig erzählt, dass sie dir geholfen hat, abzuhauen, bevor Calvin seinen Spaß mit ihr hatte.«

Eine eisige Hand griff mir ums Herz. Keira! Oh, mein Gott!

»W… was hast du mit Keira gemacht?«, fragte ich mit zittriger Stimme.

»Keira, genau, so hieß die Schlampe.« Ethan wühlte wieder in seiner Aktentasche und ich wusste, dass ich seine Unaufmerksamkeit nutzen musste. Mein Herz klopfte zum Zerspringen, als ich die Kabelbinder abstreifte und meine linke Hand unauffällig zum Verschluss des Sicherheitsgurtes gleiten ließ. Es war meine einzige und letzte Chance, denn Ethan hatte längst beschlossen, mich zu töten. Mit dem Gerede über die verschiedenen Möglichkeiten wollte er sich nur die Zeit vertreiben, bis Rusco und Calvin mein Grab geschaufelt hatten.

Jetzt! Ich warf mich nach vorne, duckte mich und rutschte mit den Knien über die Mittelkonsole. Irgendwie gelang es mir, auf den Fahrersitz zu kommen und meine Beine in den Fußraum zu schieben. Ethan, der noch angeschnallt war, schrie irgendetwas, aber ich sah mich nicht zu ihm um, sondern konzentrierte mich darauf, das Auto in Gang zu bringen. Gerade als ich den Schalthebel von P nach D zog, wurde die hintere linke Tür aufgerissen. Ich ignorierte die Panik, die in mir tobte, und gab Vollgas. Der Motor röhrte auf und das tonnenschwere Fahrzeug machte einen gewaltigen Satz nach vorne. Rusco, der versucht hatte, ins Fahrzeuginnere zu gelangen, flog in den Schnee. Ethan brüllte herum, doch die Fliehkraft machte es ihm unmöglich, zu mir nach vorne zu gelangen. Plötzlich tauchte direkt vor mir im grellen bläulichen Licht der Xenonscheinwerfer eine Gestalt auf. Calvin hob beide Arme mit der Schaufel, wohl um mich zu stoppen, aber selbst wenn ich gewollt hätte, hätte ich den schweren Wagen auf dem verschneiten Untergrund nicht mehr anhalten oder zur Seite lenken können. Ich sah das Weiß seiner weit auf-

gerissenen Augen in seinem dunklen Gesicht, dann gab es einen dumpfen Schlag. Calvin war verschwunden.

»Bist du völlig bescheuert, du dämliche Kuh?«, schrie Ethan mit sich überschlagender Stimme. »Halt sofort an!«

Ich beachtete ihn nicht. Mit beiden Händen umklammerte ich das Lenkrad, das sich selbstständig zu machen drohte, und gab immer mehr Gas. Der Navigator pflügte durch den Schnee und sprang über Bodenwellen wie ein bockendes Pferd, ein paarmal rutschte mein Fuß vom Gaspedal, weil ich vom Sitz hochgeschleudert wurde. Verschneite Bäume umschlossen wie eine weiße Wand die Lichtung. Endlich fand ich die Lücke, durch die wir gekommen sein mussten, und lenkte das schlitternde Auto in die Fahrspuren, die es vorhin hinterlassen hatte. Meine Hände taten weh, meine Schultern verkrampften sich vor Anstrengung. Ich hockte auf dem vordersten Rand des Sitzes, der für die langen Beine von Calvin eingestellt war, aber ich hatte keine Zeit, den Sitz zu verstellen oder mich anzugurten. Der Tacho zeigte fünfunddreißig Meilen an. Es ging steil bergab und es war purer Selbstmord, so durch den Wald zu rasen, aber ich musste unter allen Umständen verhindern, dass Ethan mich überwältigte. Ich biss die Zähne zusammen und lenkte den Lincoln den schmalen Waldweg abwärts. Ethan kreischte ohne Unterlass wie eine in die Enge getriebene Ratte. Ein rascher Schulterblick zeigte mir, dass er noch immer auf seinem Platz saß, sich an den Türgriff klammerte, der Feigling. Er hatte sich noch nie selbst die Finger schmutzig gemacht und die Drecksarbeit immer anderen überlassen.

»Halt an, Carol-Lynn!«, schrie Ethan, und die nackte Angst in seiner Stimme ernüchterte mich etwas. »Wir können doch über alles reden!«

Endlich erreichten wir eine Straße. Ich trat heftig auf die Bremse und riss das Lenkrad scharf nach rechts. Das Auto schlingerte, schrammte an einer Leitplanke entlang. Blech

kreischte auf Blech, ein Funkenregen stob durch die Dunkelheit. Schnell hatte ich das Fahrzeug wieder unter Kontrolle und raste die kurvige Straße, die aufwärts führte, entlang. Mit der linken Hand tastete ich nach der elektrischen Sitzverstellung und es gelang mir, den Sitz nach vorne zu fahren. Dann fand ich den Sicherheitsgurt und legte ihn mir um. Ich hatte keine Ahnung, wo ich mich befand. Aus dem Augenwinkel nahm ich eine Bewegung wahr. Ethans kreidebleiches Gesicht tauchte zwischen den Vordersitzen auf. Er versuchte, ins Lenkrad zu greifen. Ich hämmerte mit der Faust auf seine Hand.

»Halt an!«, keuchte er. »Sofort!«

Er wollte mein rechtes Bein vom Gaspedal ziehen und ich versuchte, ihn abzuwehren. Eine Viertelmeile lang kämpften wir verbissen, und ich merkte, dass meine Kräfte nachließen. Plötzlich stand ein Elch mitten auf der Fahrbahn und glotzte ins Scheinwerferlicht. Ein heißer Schreck fuhr mir in die Glieder, ich ließ Ethans Arm los, packte mit beiden Händen das Lenkrad und trat mit aller Kraft auf die Bremse, aber das Auto reagierte nicht. Es drehte sich um die eigene Achse und schoss wie von einem Katapult abgefeuert von der Straße. Für ein paar Sekunden fühlte ich mich schwerelos, der Motor röhrte auf und ich sah nur noch Baumstämme. Dann hörte ich das infernalische Kreischen von berstendem Blech, Holz brach krachend und Glas splitterte, ein heftiger Ruck schleuderte mich nach vorne, es knallte ohrenbetäubend laut und etwas prallte mir heftig gegen Gesicht und Oberkörper. Im nächsten Moment war es völlig still, und alles um mich herum wurde schwarz.

Es roch nach Benzin. Meine Beine taten weh. Etwas Warmes, Klebriges lief mir übers Gesicht. Blut! Bis auf das Rauschen des Windes in den Bäumen ringsum war es totenstill. Ich öffnete die Augen und blickte mich benommen um. Ohne einen Zusammenhang herzustellen, registrierte mein Gehirn den Airbag, der

schlaff aus dem Lenkrad hing, die Glassplitter überall und den Schnee, der ins Innere des Autos wehte, weil die Windschutzscheibe fehlte. Die Motorhaube war verschwunden und die Wucht der Kollision mit den Bäumen hatte den Motorblock auseinandergerissen. Etwas Dunkles ragte ins Auto hinein. Dort, wo vorher der Beifahrersitz gewesen war, steckte ein schlanker Baumstamm. Ich hob mühsam die rechte Hand und berührte den Stamm, der sich unter meinen Fingern rau und sehr real anfühlte. Eine ganze Weile saß ich reglos da und versuchte mich daran zu erinnern, was passiert war. Der Lunch bei Pauls Mutter. Die Brautkleidanprobe. Ethan und seine Gorillas! Die rasende Fahrt durch den Wald. Der Elch mitten auf der Straße! Oh Gott, ich hatte einen Unfall gehabt! Wie lange war ich bewusstlos gewesen? Wo war Ethan? Ich roch den Qualm, bevor ich das Feuer sah. Möglicherweise war die Kraftstoffleitung beschädigt worden und Benzin tropfte auf den heißen Katalysator. Ich musste raus aus dem Auto, bevor der Tank in die Luft flog. Nicht zum ersten Mal in meinem Leben half mir meine Fähigkeit, in einer Krise einen kühlen Kopf zu bewahren.

»Ganz ruhig, Sheridan«, murmelte ich, um meine aufsteigende Panik niederzukämpfen. Meine Finger waren steif von der Kälte, aber es gelang mir, das Gurtschloss zu öffnen und den Sicherheitsgurt loszuwerden. Ich stemmte meine linke Schulter gegen die Fahrertür, aber sie bewegte sich keinen Millimeter. Das Innere des Wagens füllte sich mit beißendem Rauch. Da hörte ich hinter mir ein Stöhnen und fuhr erschrocken zusammen.

»Hilfe«, röchelte Ethan. »Bitte, hilf mir.«

Ich wandte mühsam den Kopf und sah im Schein der Flammen, was geschehen war. Ethan war zwischen dem Baumstamm und den Sitzen eingeklemmt. Er hatte seine Brille verloren, was ihn hilflos und verletzlich wirken ließ.

»Im … im Handschuhfach ist eine … Pistole«, flüsterte er. »Erschieß mich bitte. Ich will nicht … verbrennen.«

Keuchend vor Angst und Anstrengung wand ich mich hinter dem Lenkrad hervor und kletterte zwischen dem Fahrersitz und dem Baumstamm in den Fond. Trotz allem, was Ethan mir angetan hatte, brachte ich es nicht fertig, ihn bei lebendigem Leib verbrennen zu lassen. Ich griff unter seinen Armen hindurch und zog mit aller Kraft. Er stöhnte vor Schmerzen. Der Qualm ließ meine Augen tränen.

»Du musst mithelfen!«, keuchte ich verzweifelt. »Alleine schaffe ich es nicht!«

»Es … geht … nicht. Ich habe kein Gefühl in den Beinen«, flüsterte er heiser. Obwohl mich all meine Instinkte anschrien, auf der Stelle das brennende Auto zu verlassen und so weit wie möglich wegzurennen, tastete ich hustend den Baumstamm ab. Auf allen vieren hockte ich mich über den Körper des Mannes, der mich hatte töten wollen, und stemmte meinen Rücken gegen den Stamm. Er bewegte sich! Es gelang mir, erst Ethans linkes Bein unter dem Stamm hervorzuziehen, dann sein rechtes. Ich schaffte es, die linke Tür zu öffnen und schob mit den Füßen Ethans schlaffen Körper ins Freie. Mit einem Schrei verschwand er in der Dunkelheit. Ich folgte ihm und sprang aus dem Auto. Mein Fuß berührte den Boden, aber gleich dahinter gähnte das Nichts. Ich prallte mit dem Kopf gegen etwas Hartes und stürzte einen steilen Abhang hinunter, rollte durch Schnee und Laub, bis ein kräftiger Baumstamm unsanft meinen Sturz bremste. Jede Faser meines Körpers schmerzte, mein Kopf brummte, ich sah alles doppelt und rang verzweifelt nach Luft. Reglos blieb ich liegen, bis die Benommenheit nachließ und das Karussell in meinem Kopf zum Stehen kam. Vorsichtig bewegte ich Arme und Beine. Wenigstens schien ich mir nichts gebrochen zu haben.

»Ethan?«, krächzte ich.

Fünfzig Meter über mir schoss eine Stichflamme aus dem geborstenen Benzintank des Lincoln. Mühsam richtete ich meinen Oberkörper auf und lehnte mich an den Baumstamm. Der

Feuerschein des brennenden Autos erhellte die Nacht und der Schnee reflektierte die orangefarbenen Flammen. Ich befand mich am Fuß eines steilen Abhangs. Felsbrocken und Bäume ragten aus dem Schnee, und mir wurde klar, wie viel Glück ich gehabt hatte, bei meinem Sturz nicht gegen einen Felsen geschmettert worden zu sein. Ethan lag etwa zwanzig Meter oberhalb von mir. Ein Felsbrocken musste seinen Fall gebremst haben. Mit einem Ächzen kam ich erst auf die Knie, dann auf die Füße, musste mich aber am Baumstamm festhalten, weil meine Beine unter mir nachzugeben drohten. Blut strömte aus einer Platzwunde über meiner linken Augenbraue und rann mir übers Gesicht. Bei jedem Atemzug schmerzte meine linke Seite, außerdem war das linke Hosenbein meiner Jeans aufgerissen und blutdurchtränkt, aber ich musste irgendwie hoch zur Straße kommen. Hier in den Berkshire Hills gab es zwar keine Pumas oder Grizzlys, dafür aber Schwarzbären und Kojoten, die Blut aus mehreren Meilen Entfernung wittern konnten. In Rockbridge kursierten jede Menge Geschichten über Leute, die sich in den tiefen Wäldern verirrt hatten und von Bären gefressen oder deren skelettierten Leichen Jahre später zufällig von Wanderern gefunden worden waren. Ich machte mich hustend und keuchend an den mühsamen Aufstieg. Ein paar Minuten später war ich bei Ethan. Er hatte die Augen geschlossen, Blut rann ihm aus der Nase. Ich legte zwei Finger an seinen Hals, spürte seinen unregelmäßigen Herzschlag. Da ich nichts für ihn tun konnte, kämpfte ich mich durch dichtes Unterholz hangaufwärts. Ich kletterte über umgefallene Baumstämme und stolperte immer wieder über Wurzeln, die sich unter dem schneebedeckten Laub verbargen wie heimtückische Fußangeln. Zweige zerschrammten mir das Gesicht, und mein linkes Bein schmerzte höllisch. Außer Atem und mit heftigen Seitenstichen blieb ich stehen, lehnte mich an einen Baumstamm, entlastete mein linkes Bein und presste meine Hand auf das schmerzende Zwerchfell. Da

explodierte schräg über mir der zweite, mit Gas gefüllte Tank des Navigators mit einem dumpfen Knall. Ich duckte mich und legte schützend die Arme über meinen Kopf. Glühende Metallteile flogen wie Schrapnelle durch die Gegend und landeten zischend im Schnee. Ich wartete eine Weile, dann schleppte ich mich weiter, bis ich endlich die Straße erreicht hatte. Meine Zähne klapperten, ich zitterte vor Erschöpfung am ganzen Körper und musste mich zwingen, einen Fuß vor den anderen zu setzen. Die Orientierung und jegliches Zeitgefühl waren mir abhandengekommen. Meine Stiefel waren völlig durchnässt und schwer wie Blei. Mit den glatten Sohlen rutschte ich bei jedem Schritt. Ich durfte auf gar keinen Fall stehen bleiben. Wenn man sich nicht mehr bewegte, trat schnell eine Unterkühlung ein. Die Kälte betäubte die Enden der Nervenbahnen, man spürte nicht mehr, dass man fror, und irgendwann schlief man ein, um nie mehr aufzuwachen.

Es fing wieder an zu schneien. Kein einziges Auto kam die Straße entlang. Ich lief weiter. Immer wieder glitt ich aus und fiel in den Schnee, und immer wieder arbeitete ich mich hoch. Meine von Blut und Schnee durchnässte Jeans gefror auf meiner Haut und wurde hart wie ein Panzer. Ich biss die Zähne zusammen und marschierte weiter. Ethan würde erfrieren, wenn er nicht bald Hilfe bekam! Als ich schon fast die Hoffnung aufgegeben hatte, sah ich in der Ferne rote und blaue Blinkleuchten, die sich langsam näherten. Ich blieb mit hängenden Armen stehen und blinzelte in das Scheinwerferlicht. Ein Crown Victoria, weiß und gold lackiert, mit der Aufschrift CPD für *Clarksville Police Department*, bremste neben mir. Ein Mann stieg aus. An seiner schwarzen Jacke glänzte ein Sheriffstern. Er zückte eine Stablampe, leuchtete mir direkt ins Gesicht.

»Miss? Sind Sie okay?«, fragte er mich besorgt.

Ich kniff die Augen zusammen und schlang meine Arme um den Oberkörper. War ich okay? Nein. Ganz sicher nicht.

»Miss, hören Sie mich?« Der Cop, ein stämmiger Kerl Mitte vierzig mit dunklem Teint, kurzem pechschwarzem Haar und Schnauzbart, nahm die Lampe herunter und kam vorsichtig näher. »Ich bin Sheriff Coronato vom Clarksville PD. Ich habe einen Anruf bekommen. Jemand hat eine Explosion gehört. Was ist passiert?«

»Mein … mein Kopf tut weh«, stammelte ich. »Da … da war ein Elch auf der Straße. Ich … ich konnte nicht mehr bremsen.«

»War außer Ihnen noch jemand im Fahrzeug?« Der Blick des Sheriffs war besorgt, seine Stimme klang mitfühlend. Plötzlich wurde mir schwindelig, meine Beine knickten weg. Der Sheriff griff mir rasch unter die Arme.

»Kommen Sie, steigen Sie erst mal ein.« Er öffnete die Beifahrertür des Streifenwagens und half mir beim Einsteigen. Ich starrte auf meine blutverschmierten Hände, dann wieder in das Gesicht des Sheriffs. Er hatte freundliche Augen.

»Da war noch ein Mann im Auto«, flüsterte ich. »Ich … ich habe ihn rausgezogen, bevor … bevor der Tank explodiert ist.«

Wenig später saß ich in eine Decke gehüllt auf dem Beifahrersitz des Streifenwagens und presste eine Rolle Verbandmull, die der Sheriff mir gegeben hatte, gegen die Wunde an meiner Stirn. Im Auto roch es nach Kaffee und Zigarettenrauch. Der Motor tuckerte im Leerlauf vor sich hin, die Heizung lief auf Hochtouren und blies angenehm warme Luft gegen meine Beine, trotzdem zitterte ich immer noch am ganzen Körper.

Der Sheriff fuhr bis zur Unfallstelle, stieg aus und leuchtete mit seiner MagLite in den Wald. Als er zurückkehrte, brachte er einen Schwall eisiger Luft mit ins Innere des Autos. Unter seinem Gewicht senkten sich die ausgeleierten Stoßdämpfer. Er griff nach dem Funkgerät und teilte der Zentrale mit, dass er bei einem Verkehrsunfall sei, drei Meilen vor Clarksville auf der MA-8 North. Fahrzeugbrand. Vermutlich mit Personenschaden.

»Ich brauche jeden verfügbaren Mann«, sagte er. »Außerdem die Feuerwehr und zwei Rettungswagen.«

Dann wandte er sich mir zu. Seine Stimme klang weit entfernt und verschwommen, als hätte ich Watte in den Ohren.

»Miss, wie heißen Sie? Wo wohnen Sie? Kann ich jemanden benachrichtigen?«

Ich versuchte, mich zu erinnern, aber in meinem Kopf blitzten nur wirre Bilder auf, wie bei einem Kaleidoskop. Gedankenfragmente wirbelten umher, verbanden sich zu flüchtigen Bildern, rissen wieder auseinander. Ich hatte ein weißes Kleid anprobiert, das sich kalt und unangenehm auf meiner Haut angefühlt hatte. Ich war aus dem Laden gerannt und hatte geweint. Aber warum?

»Lassen Sie sich Zeit«, sagte der Sheriff freundlich. »Ist Ihnen warm genug? Ich bin gleich da vorne, wenn irgendetwas ist. Okay?«

Ich nickte schwach. Er stieg wieder aus, das Handy am Ohr. Mein erschöpfter Körper entspannte sich etwas. Ich zitterte und schwitzte gleichzeitig.

Als ich die Augen wieder öffnete, war die ganze Straße voller Menschen und Autos. Blinklichter zuckten. Die Unfallstelle war von Scheinwerfern taghell erleuchtet. Ich saß allein im Streifenwagen. Das Funkgerät gab ein statisches Knistern von sich. Ich hörte verzerrte Stimmen. In einer Halterung über der Mittelkonsole steckte ein aufgeklapptes Notebook, das eine GPS-Karte anzeigte. Ein blinkender blauer Punkt befand sich im Nirgendwo zwischen zwei Ortschaften mit den Namen Middleton und Clarksville, ungefähr dreißig Meilen nördlich von Rockbridge. Die Staatsgrenze von Vermont war nur ein paar Meilen entfernt. Mein Blick fiel auf die Uhr im rot beleuchteten Armaturenbrett. Sie zeigte zehn Minuten nach Mitternacht. Ob Ethan noch am Leben war? Und was war mit Rusco und Calvin? Mein Körper wärmte sich allmählich wieder auf und mit der Wärme kam die

Müdigkeit. Ich versuchte, meinen Kopf gegen die Seitenscheibe zu lehnen, aber ich zitterte zu stark und konnte kaum atmen. Jeder Muskel in meinem Körper schmerzte.

Der Sheriff kehrte zurück, begleitet von zwei Sanitätern in orangefarbenen Uniformen. Sie halfen mir vorsichtig aus dem Auto, legten mich auf eine Tragbahre und deckten mich mit einer knisternden Folie zu. Ein dumpfer Schmerz pochte hinter meiner Stirn. An der Peripherie meines Gesichtsfeldes wurde es dunkel.

»Sheriff«, flüsterte ich. »Irgendwo im Wald sind noch zwei Männer. Ich glaube, einer von ihnen ist tot.«

»Wo im Wald?«

»Auf einer Lichtung auf einem Berg. Ein paar Meilen von hier die Straße runter. Da, wo die Leitplanke ist.«

Sheriff Coronato gab einen weiteren Funkspruch durch und wies seine Leute an, nach einem verletzten oder toten Mann zu suchen.

Ich wurde festgeschnallt und in einen Rettungswagen geschoben. Eine Frau beugte sich über mich. Sie war ungefähr Mitte dreißig, schlank und ziemlich hübsch. Das blonde Haar trug sie kurz.

»Hey«, sagte sie mitfühlend. »Ich bin Doktor Childs, die Notärztin. Wie geht es Ihnen?«

»Ich weiß nicht«, murmelte ich. »Mein Kopf tut weh.«

Dr. Childs leuchtete mir mit einer Lampe in beide Augen. Dann spürte ich einen scharfen Piks in meiner linken Armbeuge.

»Wir bringen Sie jetzt nach Williamsburg ins Krankenhaus. Kann ich irgendjemanden für Sie anrufen?«

Ich starrte sie an. Da war jemand, dem ich Bescheid sagen wollte, dass es mir gut ging, aber der Name fiel mir nicht ein.

»Können Sie mir Ihren Namen sagen?«, versuchte es die blonde Notärztin. »Ihr Geburtsdatum? Oder Ihre Telefonnummer?«

Sie blickte mir forschend ins Gesicht.

Ich konzentrierte mich, aber es fiel mir schwer, einen klaren Gedanken zu fassen. Mir war schwummerig und elend zumute, und in meinem Innern wuchs die Gewissheit, dass nach dieser Nacht nichts mehr so sein würde wie zuvor.

»Paul«, flüsterte ich. »Paul Sutton aus Rockbridge. Können Sie ihn anrufen?«

»*Der* Doktor Sutton?«, fragte Dr. Childs erstaunt.

»Ja. Mein Verlobter.« Ich war auf einmal sehr müde. »Ich heiße Sheridan … Cooper.«

Mir fielen die Augen zu. Die Türen des Rettungswagens wurden geschlossen, das Fahrzeug setzte sich langsam in Bewegung. Dr. Childs sagte noch etwas, aber ich konnte sie nicht verstehen. Dafür hörte ich, wie jemand leise meinen Namen rief.

Komm nach Hause, Sheridan! Komm heim!

›Ich bin auf dem Weg‹, dachte ich.

Mein Geist löste sich von meinem Körper. Schmerzen und Angst verschwanden, und mit einem Mal erfüllte mich ein so warmes und wunderbares Glücksgefühl, dass ich hätte weinen können vor Freude. Es war, als würde ich ein paar Meter über mir schweben. Ich blickte hinunter und sah mich selbst in dem Rettungswagen liegen. Meine Haare waren dunkel von der Nässe, das Blut leuchtete rot auf meiner weißen Haut. Ich lag friedlich und still da. Wie Schneewittchen in seinem gläsernen Sarg.

* * *

Es war nicht das erste Mal in meinem Leben, dass ich in einem Krankenhauszimmer aufwachte und ein Mann neben meinem Bett saß. Damals war es Dad gewesen. Diesmal war es Paul, der auf einem Stuhl saß, das Kinn in die Hände gestützt, und mich ansah. Unter seinen Augen lagen violette Schatten, und seine Traurigkeit tat mir im Herzen weh. Dennoch wartete ich

vergeblich darauf, irgendetwas für ihn zu empfinden, was über bloße Sympathie hinausging.

Vor den Fenstern war es dunkel. Wie spät mochte es sein?

»Paul«, flüsterte ich heiser.

Sein Kopf flog hoch, er sprang auf und trat an mein Bett. »Sheridan! Wie fühlst du dich?«

»Ich weiß nicht«, erwiderte ich matt. »Ganz gut, glaube ich. Wo bin ich?«

Das Sprechen fiel mir schwer, weil mir ein Schlauch in der Nase steckte.

»Bei mir in der Klinik.« Paul zog den Stuhl neben mein Bett, setzte sich und ergriff so vorsichtig meine linke Hand, als sei sie aus Glas. »Du hattest einen Unfall, erinnerst du dich daran?«

Einen Unfall?

Ich dachte angestrengt nach. Bruchstückhafte Erinnerungen blitzten in meinem Kopf scheinbar ohne Zusammenhang auf. Eine rasende Fahrt durch die Dunkelheit. Ein Elch mitten auf der Straße. Der Geruch nach Benzin. Eine Explosion. *Ethan Dubois*! Die aufgerissenen Augen von Calvin vor der Kühlerhaube. Feuer! Eine Kapuze über meinem Kopf … Ich keuchte erschrocken auf.

»Schon gut, schon gut«, beruhigte Paul mich. Er beugte sich vor, strich mir sanft über die Wange.

»Warum bin ich hier?«, wollte ich wissen.

»Du hast eine schwere Gehirnerschütterung«, sagte er leise.

Ich musste mich räuspern. Mein Hals war ganz rau. »Da war ein Elch. Ich wollte bremsen, aber es war so glatt …«

Paul nahm vom Rollschränkchen neben dem Bett einen Becher mit einem Strohhalm und hielt ihn mir an die Lippen. Dankbar trank ich ein paar Schlucke lauwarmes Wasser.

»Was ist mit meinem Gesicht?«

»Nur Platzwunden.« Er lächelte, aber es fiel ihm offensichtlich schwer. »Mach dir keine Sorgen. Wenn sie verheilt sind, bleibt nichts zurück.«

Wir schwiegen einen Moment. Paul streichelte meine Hand.

»Schlaf noch ein bisschen.« Seine Stimme klang brüchig. »Ich bin hier und passe auf dich auf.«

»Danke«, flüsterte ich. »Danke für alles, was du für mich tust.«

»Das ist doch selbstverständlich.« Er blickte auf, sein Gesicht war gezeichnet von Erschöpfung und von Sorge um mich. Es bestürzte mich, diesen unerschütterlichen, starken Mann so zu sehen. Ich war noch zu benommen, um klar denken zu können, aber durch mein Bewusstsein irrlichterte der vage Gedanke, dass ich seine Liebe und Fürsorge nicht verdiente.

* * *

Die Tage vergingen, und ich erholte mich allmählich von der Gehirnerschütterung. Die Prellungen und Quetschungen an meinem Körper heilten ab, ebenso die tiefe Risswunde an meinem linken Oberschenkel und meine Gesichtsverletzungen. Meine Erinnerung an die Ereignisse war teilweise zurückgekehrt, aber Paul war es gelungen, die Polizei, die dringend mit mir sprechen wollte, noch für eine Weile fernzuhalten. Er schaute mehrmals am Tag bei mir vorbei, aber wir wussten beide nicht, worüber wir sprechen sollten. Ich hatte ihm das, was geschehen war, zwar in groben Zügen geschildert, dennoch stand etwas Unausgesprochenes zwischen uns, das mich quälte, und je mehr Paul sich um mich sorgte und bemühte, desto elender fühlte ich mich. Ich konnte nicht einfach so weitermachen. Mein Herz schmerzte vor Sehnsucht nach Nebraska, nach Nicholas und Mary-Jane, nach Rebecca, meinen Brüdern, nach Dad und nach Waysider, meinem Pferd. Und auch nach Horatio, der nach wie vor jede Nacht durch meine Träume geisterte. Es war unfair, Paul noch länger hinzuhalten. Wenn ich ihm wenigstens eines schuldete, dann war es Ehrlichkeit.

Es war schon spät, als er an einem Abend mein Zimmer be-

trat und die Tür hinter sich schloss. Stumm setzte er sich auf den Besucherstuhl neben meinem Bett. Das schlechte Gewissen, das mich bei seinem Anblick überfiel, fraß mich beinahe auf. Er hatte einen langen Tag im OP hinter sich, sah abgekämpft aus und hätte es verdient, nach Hause zu kommen und sich zu entspannen, statt hier bei mir sitzen zu müssen.

»Morgen kommen die Polizei und der Bezirksstaatsanwalt«, verkündete er mir. »Ich kann sie nicht länger hinhalten.«

»Schon in Ordnung«, erwiderte ich.

Unsere Blicke trafen sich. Ihm lag etwas auf der Seele, und ich ahnte, was es war.

»Diese … diese Typen, die dich entführt haben«, begann er schließlich zögernd. »Hast du die … gekannt?«

Ich sah ihm an, wie sehr er hoffte, ich würde Nein sagen, aber ich musste ihn enttäuschen. Der Zeitpunkt war gekommen, ehrlich zu sein.

»Ja«, antwortete ich deshalb.

»Die Polizei konnte alle drei Männer anhand ihrer Fingerabdrücke identifizieren. Sie kamen aus Georgia, einer von ihnen war mehrfach vorbestraft.«

»Was ist mit ihnen?« Mein Herz begann zu klopfen. »Leben sie noch?«

»Ein Mann wurde tot auf einer Waldlichtung gefunden«, erwiderte Paul. »Er wurde von dem Auto überrollt. Ein anderer hatte nur leichte Verletzungen. Die Polizei hat festgestellt, dass er vor drei Jahren aus dem Gefängnis geflohen ist und dahin wird er wohl zurückgehen. Und der dritte wurde in eine Spezialklinik gebracht. Bei dem Unfall ist seine Wirbelsäule mehrfach gebrochen.«

Ich empfand nichts außer Erleichterung. Calvin, dieses Monster in Menschengestalt, war tot, seine Leiche lag irgendwo in einem Kühlfach. Rusco würde zurück in den Knast wandern. Niemand musste sich mehr vor ihnen fürchten.